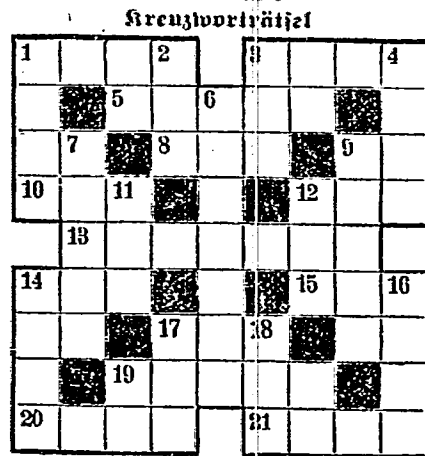


nen Stall. Bei geringen Euterkrankungen wenden erfahrene Schaffzüchter oft dreimal am Tage Einreibungen mit einem Drittel Bilsenkrautöl und zwei Drittel Lanolin an.

Nach Feierabend.

Kolossale Leistung. Prinzipal (zum Buchhalter): „Sind Sie denn noch nicht mit der kleinen Quittung fertig? Schrecklich! Bis der Mensch lumpige 30 Mark hinschreibt, quittiere ich 3000!“



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Gespensstererscheinung, 3 Körper, 5 Schweizer Stanton, 8 japanischer Staatsmann, 10 Julobs Frau, 12 Stadt an der Donau, 13 südlicher Staat Nordamerikas, 14 afrikanischer Strom, 15 kleine Ostseeinsel, 17 chemischer Grundstoff, 19 Kostbarkeit, 20 Schmuckstück, 21 Kopfbedeckung;

b) von oben nach unten: 1 Stadt in Thüringen, 2 Uferstraße, 3 Papstname, 4 Gewächs, 6 Stadt in der Mark, 7 Milchwein, 9 Umschlagetuch, 11 Universum, 12 männlicher Vorname, 14 löcheriger Mensch, 16 Stadt in Holland, 17 Teil des Schiffes, 18 Wild.

Stempel-Anflug.

Es gibt Menschen, die ohne Stempel nicht leben können. Sie müssen nicht nur von ihrem Namen, ihrer Adresse, ihrer Firma einen Stempel haben, sondern sind nur zufrieden, wenn sie daneben auch das Datum und jedes oft wiederkehrende Wort stampeln können. Ich halte das für einen Anflug, denn bis die Stempel, auch wenn sie noch so sortiert liegen, gesucht sind, glaube ich das, was der Stempel sagt, lange geschrieben zu haben. Man schaue sich außerdem einmal einen Privatbrief an, der mindestens dreimal Stempel trägt. Sofort sagt man sich: Ist der Mann aber bequem! Das Schreiben leidet, verliert an Individualität. Und gar ein Geschäftsbrief, der ein gestempeltes Datum trägt, in dem das Postschickami, die Bank oder die Adresse gestempelt wird: Nicht wahr, jeder ist der gleichen Meinung, solche Briefe zeigen, daß man in dem Geschäft, das solche Briefe verwendet, viel Zeit haben muß. Denn keiner wird es einfallen, anzunehmen, daß durch die Stempel an Zeit gespart wurde. Nun gehen einem aber regelmäßig Briefe von allen möglichen amtlichen und halbamtlichen Stellen zu, und die meisten beweisen, daß der Stempel-Anflug bei den Behörden etwas reichlich geworden ist. Da erhielt ich von der Steuerbehörde eine Mitteilung. Nicht weniger als fünf Stempel hatte der Beamte zur Hand genommen. Sicherlich hätte er das Formular viel schneller fertig gehabt, wenn er die Feder, die er nun einmal in der Hand hielt, nicht weggelegt, sondern alles, was er mühsam stempelte, niedergeschrieben hätte.

So viel Zeit haben also die Leute? Stempel sind gut, aber nur, wenn sie wirklich Zeit sparen helfen, wenn sie etwas deutlicher sagen, als es die Handschrift vermag. In den meisten Fällen aber drücken sie aus, daß der Stempel eine angenehme Abwechslung bedeutet. Während er gesucht wird, vergehen immerhin einige Minuten, und, so kommt es einem in den Sinn, die Zeit wird mit der Stem-

pelei wirklich besser totgeschlagen. Nun haben wir schon recht viele Verfügungen, sonst würde ich anraten, daß auch die Verfügung erginge, es dürfe nur das Nötigste gestempelt werden. Pächterlich, wenn das Neustädter Wasserwerk ein amtliches Schreiben erhält, dessen Adresse mit Viti und Lude hergestellt wurde. So zum Beispiel: „Neustadt“ gestempelt, auf das „a“ zwei Striche in Handschrift, und zur Vervollständigung noch ein handschriftliches „er“ angehängt oder ein dicker Handschriftspunkt hinter Neustadt gesetzt. Unmöglich, sagen Sie, doch bei den Behörden ist alles möglich. Wenn man es nicht erlebt hätte, würde man es nicht glauben. Mit dem Stempel-Anflug halten sich alle die Waage, ob es die Reichs- oder städtischen Behörden, die Post oder die Eisenbahn ist, ob es das Gericht oder die Gerichtsstufe ist. Und wenn jetzt erst die Stempelwut ausfällt, der kann dann sagen, daß Unvernunft die Welt immer noch regiert.

Das Märchen.

Unsere Gegenwart kennt keine Märchen mehr. Wissenschaft und Technik, Ziffern und Vorkenturfe, die sogar bis in die Tiefen der Seele hinein sich vordringende Lehre der Psychoanalyse, haben alle Winkel und Ecken, in denen noch irgendein kleines Geheimnis, ein Märchen schlummern könnte, untersucht, destilliert, gefiltert, geseiht, verarbeitet, verfilmt und genau nach einer Statistik aufgezeichnet. Nein, es gibt keine Märchen mehr — aber gerade diese Behauptung, daß es keine Märchen gebe, ist ein neues Märchen.

Denn sieht man sich um: viel ist nicht entdeckt, viel ist nicht klargelegt, es ist alles zum großen Teil Bluff. Da wachsen Seelen tausendfach um uns und mit uns, in denen Geheimnisse, Schicksale und Märchen schlummern, da sinken tagtäglich viele Menschen ins ewige Geheimnis des Grabes. Da leben und weben in unserer Zeit Millionen von Geschöpfen, von Pflanzen, von Atomen und Urzellen und noch niemand hat ihres Wesens Kern erfaßt, da kreisen um unsere Erde unzählige Sonnen und Sterne, für ewig dem kleinen Menschengeschlecht unnahbar und märchenhaft. Und wenn man nur hinausgeht in Feld und Wald, in das Tal, auf den Berg, wenn man den Fluß rauschen hört und die Wolken ziehen sieht — da offenbaren sich Märchen genug. Irgendwo, so meint man, müsse noch die blaue Blume der Romantik blühen, irgendwo —

Nach Märchen hungert das Kind. Seinem Gemüt, das noch an Wunder glaubt, sind Märchen und Geschichten, Sagen und Legenden Quellen, aus denen ihm ganz neue, zauberhafte und anregende Welten entstehen. Jetzt an den langen Winterabenden sollte man den Kindern Märchen erzählen.

Bemischtes.

o „Hellsichtige“ Tiere. Einzelne Tierarten sind mit einem Gehör ausgestattet, das noch Töne zu erfassen vermag, die dem menschlichen Ohr unerreicht sind.

o Wunder des menschlichen Organismus. Bei einem erwachsenen Menschen sind im Blutvorrat über 25 Billionen Blutkörperchen anzutreffen. Aneinandergesügt würden diese 25 Billionen Blutkörperchen eine Gesamtstrecke ergeben, die etwa dem fünffachen Erdumfang entspricht.

Krost.

Von Eise Goedel.

Du mußt nicht weinen, wenn ein Glück dir schwand,
Du meinst, du hießt es jetzt in deiner Hand,
Und es flog doch von dannen.
Es ist ein Kind des Augenblicks,
Ist larmisch voller Lüd und Wit,
Ist weder treu, noch liebt es dich,
Und lachend läßt es dich im Stich.
Dann frage nicht und grüble nicht,
Wacum? — Weshalb? — grad ich?
Und bleibe stark, verzage nicht,
Wie bald vielleicht trifft's mich,
Und niemals nutzlos darfst du sein,
Mußt warten auf den Sonnenschein,
Er sucht und findet dich.

Schwedter Familienblatt

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage

zum Schwedter Tageblatt

Nummer 2



Sonnabend, den 11. Januar 1930

Das Auge des Kä.

Roman von Edmund Ebert.

(9)

(Fortsetzung.)

Mr. Woolwich nicht verjählig; er konnte nun darauf hoffen, ein paar Gramm Gold mehr mit hinüber zu nehmen.

Fünf kleinere und größere Schalen, zwei Leuchtgefäße, sieben kleine Krüge, einige goldene Ringe und andere kleine Gerätschaften blieben zu verteilen, abgesehen von dem Stein, der verschlossen in einem kleinen roten Lederkästchen ruhte. An dieses Etui klammerten sich Elja Karolys begehrliche Blicke, und alle ihre Gedanken zitterten um diesen Stein. Flehende, inbrünstige Blicke warf sie dem Grafen zu. Ihre Mundwinkel wollten sich zu einem freundlichen, verheißenden Lächeln verziehen, aber es wurde nur ein Zucken daraus. Der Graf verstand. Er nahm das Kästchen zur Hand und öffnete es. Durch Eljas Körper ging es wie ein elektrischer Schlag, und ihre Augen weiteten sich. Auf dunkelrotem Seidenfutter lag, gelblich und grünlich im Lichte glänzend und leuchtend, der Stein, das Auge des Kä.

„Mir! Herr Graf! Mir!“ flüsterte Elja Karoly mit zusammengebissenen Zähnen und krampfte ihre Händchen um die Knie des Tisches. „Wittel! Wittel!“

Der Graf schien von ihrem Flehen keine Notiz zu nehmen. Er wies den Stein, der etwa Haselnußgröße hatte, allen Anwesenden vor, und sagte dann mit einer Bestimmtheit in der Stimme, die man sonst nicht von ihm zu hören gewohnt war:



„Ich entspreche Ihrer Bitte, Fräulein Karoly, und gebe Ihnen den Stein. Ich setze dabei voraus, daß Sie auf die anderen Stücke Verzicht leisten.“

Elja Karoly sprang so heftig zurück, daß der hochlehnige Stuhl hinter ihr ins Wanken kam. Sie flog auf den Grafen zu, schlang beide Arme um den Hals und küßte den völlig Verdußten heiß und schnell auf den Mund.

Das alles geschah in weniger als einer Sekunde, so daß der Studienrat und seine Gemahlin kaum Gelegenheit fanden, sich zu entrüsten. Doktor Würski lächelte ein dünnes Lächeln, während sein Sekretär rot wurde wie ein Backfisch und die Augen begehrlisch aufstuh. Keinen Blick wandte er an diesem Abend mehr von Elja Karoly.

Sie aber hielt das rotleberne Etui in den Händen und sah nun in ihrem Stuhl, betrachtete den Stein mit einem verzückten und verklärten Lächeln wie ein Kind, das an ein Geschenk noch nicht glauben kann. Sie beklümmerte sich nicht mehr um die weitere Verteilung der Gegenstände, die im übrigen auch ohne Schwierigkeiten vorstatten ging. Nicht allein die Tatsache, daß sie einen kostbaren und wundervollen Diamanten erhalten hatte, vertrieb Elja so in Verzückung; es war der Schauer eines vieltausendjährigen Geheimnisses, der sie erfaßte, und an den sie glaubte. Was hatte in dem Vermächtnis gestanden? Glück sollte der Stein bringen. Wer ihn besaß, sollte aufblühen herrlich und groß. Freilich hatte auch etwas darin gestanden von einem Zurücksinken in die Nacht und einem Sterben derer, die an dem Blühen hatten zugrunde gehen müssen. Aber wer einundzwanzig Jahre alt und verlockend schön ist, hört aus einer Prophezeiung nur das Glück, nur das Glück.

Es war wieder still in dem Raum. Doktor Hartwich betrachtete mit einer Lupe die Gegenstände, die er erhalten hatte und teilte seine Beobachtungen flüsternd seiner Gemahlin mit, die seine Angaben selbst nachprüfte. Mr. Woolwich rechnete auf seinem Notizblock, und Doktor Würski saß, eine lange, dünne Brasil im Munde, weit zurückgelehnt in seinem Sessel und blinzelte zu der getäfelten Decke des Zimmers empor.

Elja Karoly zupfte Herrn Depeffier sachte am Ärmel: „Ich bitte schön, Herr Doktor, würden Sie die große Freundlichkeit haben und mir noch einmal die Stelle vorlesen, wo von dem Stein die Rede ist? Ich meine die Stelle, wo gesagt wird, daß er Glück bringen soll. Seien Sie so freundlich, gell?“

Herr Depeffier beeilte sich, dem Wunsch Eljas zu entsprechen, und man sah ihrem Gesicht das emsige Bemühen an, sich jedes Wort einzuprägen.

„Ich danke recht schön!“ sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln, als die kurze Vorlesung beendet war und lehnte sich zurück. Aber sie vermochte nicht mehr lange auf

ihrem Plage zu bleiben. Sie preßte das Lederkästchen an ihre Brust und sah unruhig von einem zum andern, doch erschien es ihr unschuldig, ohne weiteres aufzubrechen, zumal Graf Massy so gütig zu ihr gewesen war.

Aber als der Hausherr seine Gäste zu einer Tasse Tee einlud, war sie entschlossen, diese Einladung nicht anzunehmen und schnell zu verschwinden. Sie ging hinüber zu dem Grafen, der mit Mr. Woolwich gerade ein paar Worte tauschte. Er sah, daß sie etwas auf dem Herzen hatte und ließ sich beiseite führen.

„Herr Graf,“ sagte Elja ein wenig schüchtern, „Sie sind sehr freundlich zu mir gewesen, und ich werde es Ihnen auch bestimmt nicht vergessen, aber schauen Sie, mein Bräutigam wartet auf mich und ich kann wirklich nicht mehr länger bleiben. Er wartet im Hotel, und ich will noch heute zurück nach Berlin. Seien Sie bitte nicht böse!“

„Aber gewiß nicht, Fräulein Karoly! Wie konnte ich Ihnen böse sein?“ Er deutete verhalten auf seine Gäste: „Es ist für Sie nicht unterhaltend, hier zu sein, ich weiß.“

Sie bligte ihn mit ihren dunklen Augen an, als wollte sie sagen, daß es unterhaltender sei, wenn sie beide allein wären. Der Graf fuhr fort: „Ich hoffe, Sie sind nicht zum letzten Male mein Gast gewesen, Fräulein Karoly. Sie sind mir zu jeder Zeit herzlich willkommen!“

„O ja, Herr Graf! Vielen, vielen Dank! Ich komme bestimmt mal nach Eisenach und besuche Sie dann, gell?“

„Es wird mich freuen!“ Elja nahm flüchtigen Abschied von den übrigen Gästen und nur Herr Depesier, der schmerzlich berührt durch Eljas schnellen Fortgang, Graf Massy aber geleitete sie bis zur Türe, half ihr dort in den beschriebenen Pelz, und während der Diener die Haustür geöffnet hielt, zog er ihre Hand behutend an seine Lippen.

„Auf recht baldiges Wiedersehen!“

„Ja! Auf Wiedersehen!“ zwitscherte sie hell und fröhlich.

Aber in ihrem kurzen Leben sah Elja Karoly den Grafen Massy niemals wieder.

Drittes Kapitel.

Elja hastete die dunkle Villenstraße hinunter, nahm mechanisch den Weg, den sie vor ein paar Stunden gekommen war. Aus wenigen verhangenen Fenstern sickerte spärliches Licht auf schlafende Gärten. Nur selten begegnete sie einem Menschen, der in der empfindlichen Kälte des Februarabends schnell an ihr vorbeitrotzte. An dem verschleierte Himmel stand, von einem großen Hof umgeben, die volle Scheibe des Mondes.

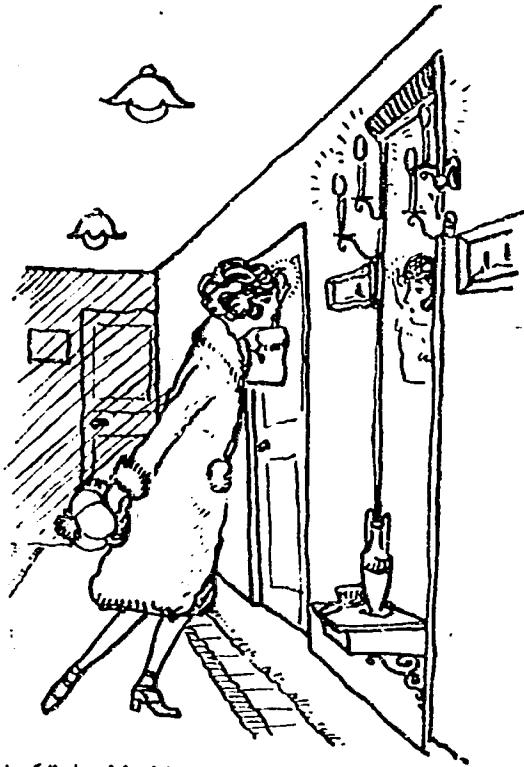
Von den Türmen schlugen die Uhren. Zwei Schläge zählte Elja, und sie überlegte, daß es halb acht oder halb neun sein mußte. Um fünf Uhr war sie beim Grafen Massy angekommen, und es konnte demnach nicht später sein als halb acht. Unter einer Laterne sah sie nach der Armbanduhr und fand ihre Annahme bestätigt. Sie begann zu rechnen: In spätestens einer halben Stunde konnte sie im Auto sitzen und nach Berlin abfahren. Sieben Stunden hatten sie heute vormittag gebraucht, aber Konni hatte sträflich gebummelt und Umwege gemacht, als sie ins Thüringer Land eingefahren waren, manchmal hatte er den Wagen in einem wahren Schneekentempo fahren lassen, um sie auf die Schönheit der Berge aufmerksam machen zu können. Nun, jetzt in der Nacht gab es Gott sei Dank keine Schönheiten zu bewundern und Konni hatte hundertzwanzig Kilometer auf seiner Maschine. In fünf Stunden konnten sie in Berlin sein, und es war dann noch früh genug, zu Techmer zu kommen, der in dieser Nacht ein Atelierfest gab. Elja lachte fröhlich vor sich hin, als sie sich vorstellte, was für Augen Vera Klar und Gussy Messen machen würden, wenn sie von dem Ergebnis der bespätetsten Erbschaftsreise hören würden. Sterben würden sie vor Neid. Und wahrscheinlich war

auch der kleine Journalist da, den sie Bekmesser nannten, der konnte vielleicht einen kleinen Artikel in die Zeitung bringen, und darin müßte er vom Auge des Na erzählen, einem großen kostbaren Diamanten, der einem ägyptischen König gehört hatte, und der nun im Besitz der bekannten Schauspielerin Elja Karoly war. Er konnte erzählen von dem Fürsten Cardona und der geheimnisvollen Prophezeiung, die sich an den Stein knüpfte.

Elja Karolys Herz schlug bis an den Hals und ihre Lippen zitterten. „Der Stein wird mir Glück bringen!“ flüsterte sie vor sich hin. „Ich werde Karriere machen! Eine große, ganz große Karriere! Reich werde ich sein und berühmt über die ganze Welt!“

Sie stand in einer breiten Straße. Eine elektrische Bahn rumpelte klingelnd an ihr vorüber. Elja sah sich um und versuchte sich in der fremden Stadt zurechtzufinden. Links befand sich ein großes Tor, und sie entfannte sich, daß dahinter der freie Platz lag, und das Hotel, wo Konni sie erwartete.

Drei Minuten später betrat sie die hell erleuchtete Vorhalle des Hotels. Aber sie achtete weder auf die wenigen Gäste, die an den Tischen saßen, noch auf den Kellner, der ihr mit einer Verbeugung entgegentrat. Sie eilte an ihm vorbei, sprang die Treppe empor und wurde ganz ungeduldig, als sie sich im ersten Stock nicht gleich zurechtfinden konnte und nicht wußte, hinter welcher Tür Konni sich befand. Und während sie sich umsah, fiel ihr Blick auf einen hohen Spiegel, der ihr das Bild ihrer ganzen Gestalt wiedergab. Im Augenblick hatte sie Konni vergessen. Sie riß sich den kleinen Lederhut vom Kopf, nahm aus dem Kästchen den Diamanten und hielt ihn sich an die Stirn. Langsam trat sie näher an den Spiegel heran und betrachtete ganz verunken ihr Bild, der Diamanten, in dem sich gelbe und grüne Blitze brachen. Minutenlang betrachtete sie sich, hielt den Stein bald gegen ihre Schläfe, bald gegen ihr schwarzes, kurzgeschlößtes Haar und erwachte erst aus ihrer Entrücktheit, als sie



Schritte hörte, die die Treppe heraufkamen. Sie barg den Stein in ihrer geballten Hand, zog sich den Hut schnell über den Kopf und wandte sich ab. Sie fand nun auch Konnis Tür, an die sie nicht erst klopfte. Sie riß sie einfach auf und knallte sie wieder hinter sich ins Schloß.

Fortsetzung folgt.

Gelochte Kastanen. Man schält ein Pfund Kastanen, läßt sie in siedendem Wasser einmal aufkochen und reibt darauf mit einem Tuch die innere Schale ab, nachdem man sie in kaltem Wasser abgekühlt hat. Darauf dünstet man sie in einem Viertelliter Milch, der man etwa 50 Gramm Zucker zugefügt hat, weich, läßt sie ablaufen und benutzt sie als Garnierung für Ragouts, Kohl und Spinat.

Spiegelsteck auf Samt besucht man auf der Rückseite mit einem in reines Wasser getauchten Schwamm, zieht sie dann auf der Rückseite langsam über ein heißes Bügel-eisen und streicht dabei — womöglich durch eine zweite Person — auf der rechten Seite mit dem feuchten Schwamm gegen den Strich, damit sich die Fäden wieder aufstellen.

Dunkle Hautkleider stärkt man besser mit Leim. Die Kleidungsstücke sehen danach wie neu aus und schmutzen auch bedeutend weniger. Etwas unangenehm ist der anhaftende Leimgeruch, der aber beim Trocknen an der Luft bald vergeht. Werden die geleimten Stücke gepfaltet, dann macht sich zwar noch einmal der wenig schöne Geruch bemerkbar, der aber beim Kaltwerden der Stücke wieder verschwindet. Um beispielsweise sechs Schürzen oder Hauskleider zu leimen, ist eine Tafel gewöhnlicher Tischlerleim erforderlich. Der Leim wird klein geklopft und in etwa 2 1/2 Liter Wasser eingeweicht. Am andern Tag löst man ihn in einem feuerfesten Gefäß auf dem Herd unter Rühren vollständig auf. Abgekühlt wird das Leimwasser zum Stärken verwendet.

Feld und Garten.

Zur Bepflanzung von feuchten Stellen im Garten eignet sich sehr gut die Pestwurz, deren Blüten schon sehr zeitig im Frühjahr erscheinen. Die Pflanze ist ausdauernd, widerstandsfähig und kann viele Jahre hindurch stehen bleiben. Um eine bessere Wirkung zu erzielen, setzt man vorteilhaft immer mehrere Pflanzen zusammen.

Für Mähren bestimmte Beete sollten unbedingt noch im Winter gegraben werden. Wenn der Same eingebracht wird, muß der Boden noch seine volle Winterfeuchtigkeit besitzen. Am besten wohl sagt den Mähren humusreicher Boden in voller vorjähriger Dungkraft zu.

Für den Anbau der Luzerne sind fast alle tiefgründigen Acker geeignet, sofern sie frei von Stauwasser sind. Eine Ausnahme machen jedoch saure Tonböden und lose Sandböden.

Eine Decke auf magerem Sandboden läßt sich besonders rasch durch die gewöhnliche — besser: falsche — Kacke (Robinie) erzielen. Man nimmt zwei- bis dreijährige Pflanzen und setzt sie mit etwa zehn Zentimeter Abstand. Bei regelmäßigem Schnitt bildet sich dann bald eine undurchdringliche Decke.

Wenn Klee auf den gewöhnlichen Liguster veredelt wird, dann macht er sich auch im kleinsten Garten nicht ungebührlich breit. Fast alle so veredelten Fliederarten haben einen zwerghaften Wuchs, blühen aber dabei recht reichlich und frühzeitig.

Gesundheitspflege.

Eines der bedeutendsten Kennzeichen normaler Gemütsverfassung des Kindes ist das Vorhandensein von Zuneigung, Anhänglichkeit und Liebe, womit das Kind an den Personen und Dingen seiner gewohnten Umgebung derartig festhält, daß selbst schon eine kurze Unterbrechung dieses Zusammenhanges von manchem Kinde schmerzhaft empfunden wird. Ein Kind, das nichts liebt, ist unmöglich seelisch normal. In einem Kinde, das noch im sechsten Jahre zu wenig liebt, das heißt in solchen Fällen nicht liebt, wo ein normales Kind es nie an Teilnahme fehlen läßt, ist wahrscheinlich der seelische Mechanismus irgendwo und irgendwie durch einen Ausfall oder Mangel körperlicher Empfindlichkeit geschädigt, wenn das Kind nicht etwa von Erwachsenen während der ersten vier Jahre eine rohe, harte, nicht nur lieblose, sondern überhaupt gefühllose und öfters eine körperlich stre-

fende Behandlung erfahren hat. Ist das aber der Fall, dann ist es kein Wunder, wenn ein Kind später in seinem Gemeinleben nicht bloß Defekte (wie man das nennt), sondern Schleichigkeiten hat, die alsbald auch nicht als anormale seelische Zustände, sondern als Fehlerhaftigkeiten anzusehen sind, die der lieblosen Erziehung zugeschrieben werden müssen.

Auf den Mißbrauch der Schokolade kann nicht oft genug hingewiesen werden. Es besteht hier und da die Ansicht, daß die Ernährung des Kindes ohne Kakao oder Schokolade überhaupt nicht vollständig sei, und oft genug richten unvernünftige Eltern an den Arzt die Frage, von welchem Alter an und wieviel Schokolade das Kind täglich erhalten darf. Darauf läßt sich nur die eine Antwort geben, daß weder Kakao noch Schokolade in der Ernährung der Kinder notwendig sind. Ueberhaupt wird deren Nährwert allgemein überschätzt. Daß die Schokolade den Kindern gut schmeckt, ist kein Grund, sie als notwendiges Nahrungsmittel zu betrachten. Wer nicht nur auf die Ernährung, sondern auch auf die Erziehung der Kinder bedacht ist, wird die Schokolade mehr für den lehrerlichen Zweck bereithalten. Es gibt im Leben jedes Kindes Augenblicke, wo der Erzieher eines besonderen Reizmittels bedarf, um das zu erreichen, was er will. Was tut nicht ein Kind für ein Stückchen Schokolade, wenn sie ein seltener Genuß für das Kind ist! Bekommt es aber täglich Schokolade, so ist mit derselben erzieherisch nichts zu erreichen.

Haustierzucht und -Pflege.

Schafrot oder bösarziges Katarrhfeber wird bei Schafen eine Krankheit genannt, die sich durch Entzündung der Nasenschleimhaut und eitrigen Nasenausfluß sowie Schleimabsonderung kundgibt. Bei diesem Leiden nehmen die Tiere schnell ab und können sich schließlich nur noch mit Mühe aufrecht erhalten. Zur Bekämpfung der Krankheit empfiehlt es sich, leichtverdauliches, aber gutnährendes Futter zu verabfolgen, z. B. Hafer und Weizenschrot in erweichtem Zustande. Bei Beginn des Leidens sind Lecken angebracht mit 500 Gramm Kochsalz, 50 Gramm Eisen-vitriol und 1 Kilogramm Wacholderbeerpulver. Von Wichtigkeit ist es außerdem, die erkrankten Schafe von den gesunden abzusondern und für Desinfektion des Stalles Sorge zu tragen.

Wenn man das Winterneß der Bienen abgrenzt und die Pollenwaben aus den Stößen nimmt, muß man an den Wert der Pollenwaben denken, durch welche der Brutansatz und die Pflege der Brut im Frühjahr gefördert wird. Man wird daher die Pollenwaben für den Gebrauch im Frühjahr sorgfältig aufbewahren. Damit aber der Pollen nicht schimmelig wird, überstreicht man ihn mit dickflüssigem Honig und bringt die Waben so in einen Behälter (Wabenstrank), zu welchem die Luft Zutritt hat. Der Ort, wo man die Waben den Winter über aufbewahrt, muß luftig und trocken, braucht aber nicht frostfrei zu sein.

Wie man Maul- und Klauenseuche im Anfangsstadium erkennt. Beim Ausbruch der Seuche zeigen die Kinder zunächst eine gewisse Abgestumpftheit und etwas Fieber; bei Milchtieren ist oft zugleich die Milchabsonderung verringert. Alsdann zeigt sich Geißeln und Speicheln aus dem Munde, und oft kann man bei lauter Bewegung des Kiefers einen eigentümlichen schmerzhaften Ton wahrnehmen. Bei Untersuchung der Maulhöhle findet man auf der Maulschleimhaut — besonders an der Oberlippe und an der Zunge — erbsen- bis haselnußgroße Blasen oder, wenn die Blasen schon geplatzt sind, wunde Stellen. Den Tieren wird auch das Stehen und Gehen schwer, und sie liegen daher gern. Der Gang ist gespannt und steif. Am Saum und in der Spalte der Klauen zeigen sich ebenfalls Blasen, die bald plagen und Krusten oder Geschwüre hinterlassen.

Euterkrankheiten bei Schafen machen die Tiere meist zuchtuntauglich. Sobald sich bei einem oder mehreren Schafen ausgesprochen blaue oder schwarze brandige Stellen am Euter zeigen, ist die Behandlung überhaupt überflüssig geworden; die Tiere sterben dann in drei oder vier Tagen. Hat man dagegen rechtzeitig erkrankte Tiere entdeckt, dann sendere man diese ab und geben den übrigen trächtigen Schafen, deren Untersuchung durch den Tierarzt dringend geboten ist, einen gut gereinigten, mit frischer Streu versehenen

Herd und Scholle

Das Reich der Frau.

Milch bei Zuckerkrankheit.

Die Kost bei Zuckerkrankheiten ist nach wie vor, auch bei den modernen Behandlungsarten, der Mittelpunkt der ganzen Lebensführung. Was kann nun der Zuckertrank mit Milch und ihren Erzeugnissen anfangen? Milch selbst enthält Milchzucker, ist also kohlehydratartig, und Kohlehydrate können vom Zuckertranken nur in bestimmter Menge verwertet werden. Allerdings ist der Zuckergehalt erträglich, da 250 Gramm Vollmilch erst 20 Gramm Weißbrot hinsichtlich ihres Kohlehydratgehaltes entsprechen. Auch andere Milcharten, saure Milch, Joghurt usw. sind in ihrem Kohlehydratgehalt der gewöhnlichen Vollmilch ungefähr gleichzusetzen. Dagegen enthalten Kefir und Rahmgemenge weniger Milchzucker. Es gibt ferner eigens hergestellte Milcharten für Zuckertrank, die unter Vermeidung von Milchzucker zusammengesetzt sind.

Bei bestimmten Zuständen sind auch bei Zuckerkranken Milchturen am Platz. v. Noorden, der bekannte Erforscher der Zuckerkrankheit, hat von der Einschlebung reiner Milchzuckeranteile bei akuten Magentatarrhen, bei fieberhaften Zuständen, bei anderen dazwischentretenden Krankheiten, auch bei überfüllten Zuckerkranken und bei Kreislaufstörungen gesehen. Bei solchen Milchturen werden anfänglich etwa 800 Kubikzentimeter Milch am Tag gegeben und diese Menge allmählich auf 1500 Kubikzentimeter gesteigert; während dieser Kur ist Bettruhe angezeigt. Von Kefir könnte infolge des geringeren Zuckergehaltes etwa die doppelte Menge genossen werden. Derartige reine Milchzucker bewirken eine Entfettung, Entwässerung und Zuckersenkung im Körper, so daß sie für diesen eine erhebliche Entlastung bedeuten. Rahmzutritte, auch in Form von saurem Rahm, lassen die Kost des Diabetikers (Zuckerkranken) bedeutend abwechslungsreicher gestalten, und das ist gerade bei derartigen längerwährenden Stoffwechselförungen praktisch von besonderer Bedeutung.

Butter ist ein Hauptnahrungsmittel des Zuckerkranken. Es ist ausgiebig in seinem Nährwert durch seinen großen Kaloriengehalt, enthält wenig Eiweiß und noch weniger Kohlehydrate. Milch (Kuh-Vollmilch) enthält beispielsweise in 100 Gramm 4,7 Gramm Kohlehydrate, Butter dagegen in 100 Gramm nur 0,5 Gramm Kohlehydrate. Eine Einschränkung kann sich ergeben, wenn es sich um Kranke handelt, die gleichzeitig an Fettstuhl leiden. Wo das aber nicht der Fall ist, wird Butter immer einen Grundstock der Ernährung von Zuckerkranken bilden.

Käse bildet gleichfalls bei Diabetikern einen Hauptbestandteil der täglichen Ernährung, doch ist ein unbeschränkter Genuß wegen des hohen Eiweißgehaltes, der gleichfalls bei Zuckerkranken einer Regelung bedarf, nicht am Platz. Die Kohlehydrate im Käse sind gering und betragen bei Vollfettkäse etwa 2 Prozent. Im allgemeinen wird eine Menge von 50 Gramm Käse am Tag nicht überschritten. Die Kranken gewöhnen sich dabei sehr rasch daran, den Käse allein, ohne Brot, zu genießen, und empfinden das in keiner Weise als störend. Frische Süßrahmkäse wird man vermeiden, weil sie mehr Zucker enthalten, und das ist unnötig; bei älteren Sorten ist das bereits ausgeglichen. Im allgemeinen können alle Käsearten genossen werden, je nach der Liebhaberei des Patienten. Frischer, stark mit kaltem Wasser ausgewaschener Sauermilchkäse gibt die Möglichkeit zur Herstellung der verschiedensten Käsegerichte. Die Kochbücher für Zuckertrank enthalten eine ganze Reihe derartiger schmackhafter Speisen.

Dr. W. Sch.

Schwarzen Samt, der schon grau geworden, streicht man mit einem Stück Speiszwartel gegen den Strich und wäscht ihn dann mit dem Gazebeutel nach dem Strich; er wird wieder schön schwarz.

Küche und Haus.

Kräftige Alltags-Gerichte.

Die einfachen, sättigenden Gemüsegerichte kommen nach all den Feiertagen jetzt wieder doppelt zu Ehren. Dazu wird Hammelfleisch oder Rinderschmorbraten gegessen, auch einfach gekochtes Ochsenfleisch. Es gibt auch wieder einmal etwas Zusammengekochtes. Ehrlich gestanden ist das einfachere Essen not, denn die Festtage mit ihrem kompliziertesten Speisezetteln waren weder der Gesundheit noch dem Geldbeutel ganz zuträglich. Diesem schon gar nicht. Maronen sollten in jeder Form auch am Alltag gegessen werden. Sie sind sehr nahrhaft und können entweder Ersatz für Kartoffeln oder für die Süßspeise sein.

Weiße Bohnen mit Wurzeln und Äpfeln. 500 Gramm weiße Bohnen werden am Abend vorher eingeweicht. Am andern Tag werden sie mit frischem Wasser, 100 Gramm ausgebratenem Speck, reichlich Suppengrün, hauptsächlich Möhren, nebst 250 Gramm kleingeschnittenen Kartoffeln langsam weichgekocht. Ist das Gemüse ziemlich weich, so gibt man noch einige geschälte, zerkleinerte Äpfel sowie ein wenig Essig dazu. Erst zum Schluß wird das nötige Salz dazugegeben.

Gemüse von roten Rüben (Beten). Die Rüben werden geschält und roh in recht längliche Stifte geschnitten. Man kocht sie in wenig leichter Fleischbrühe, der man ein wenig Essig, Salz, Pfeffer, Kümmel und ein Stäubchen Zucker zusetzt, weich. Zum Schluß verdirbt man die Brühe mit einem Eßlöffel Mehl und wenig saurer Sahne. Frikandellen und Salzkartoffeln eignen sich gut dazu.

Sammelragout mit Gemüse. Aus einer Hammelkeule oder einem Valt löst man die Knochen, zerhackt sie und setzt sie mit Suppengrün und dem nötigen Salz aufs Feuer. Das Fleisch wird roh in größere Würfel geschnitten und mit Fett weichgedämpft. Dann füllt man etwas Mehl und eine feingehackte Zwiebel hinzu und füllt mit Knochenbrühe so viel nach, als man Lunte zu haben wünscht. Sauber gepulverte Kohlrabi, Karotten und auch Weißkohl werden gepulvert, zerlegt und mit dem Hammelfleisch weichgeschmort. Zum Schluß würzt man das Gericht mit Pfeffer und wenig Kümmel.

Sammelschnitzel mit Parmesankäse. Man löst das Fleisch aus einem Hammelrücken oder einer Keule, zerlegt es zu Schnitzeln und klopft es mit einem hölzernen Fleischklopper recht tüchtig. Nun salzt man die Schnitzel, wendet sie in halb geriebenen Semmeln, halb geriebenem Parmesankäse und legt sie nebeneinander in eine eingefettete, mit Semmelkrumen ausgestreute Form, legt auf jedes Stück ein Stückchen Margarine und übergießt das Ganze, nachdem man es noch ½ Zentimeter hoch mit Parmesankäse bestreut hat, mit verquirlter saurer Sahne.

Gelochte Fleischbällchen in Tomatentunke. Aus 375 Gramm gewiegtem Fleisch, halb Schwein, halb Rind, wird mit einer eingewickelten Semmel, einem Ei, Salz, Pfeffer, geriebener Muskatnuss und einer kleinen Zwiebel ein Fleischteig gerührt und aus diesem ungefähr 8 Klöße gedreht. Aus 250 Gramm Tomaten, 2 Eßlöffeln Mehl, einem Eßlöffel Fett und wenig Pfeffer wird eine würzige Tomatentunke bereitet. Nachdem man sie durchgeseiht hat, läßt man darin die Klöße gar schmoren.

Gedünstete Kastanien. Man schwenkt die abgeschälten Kastanien in einen Topf mit 125 Gramm frischer Butter, bestreut sie mit einem Eßlöffel voll Mehl, schüttelt sie wieder, bis sie sich gelblich färben, gibt dann einen Eßlöffel Zucker hinzu, gießt etwas kräftige Fleischbrühe hinein und dämpft sie weich. Gedünstete Kastanien sind eine vorzügliche Beilage zu Rind- oder Schmorbraten, Koteletten, gedünsteter Kalbsmilch, für Pürees aller Art und Grüntohl.

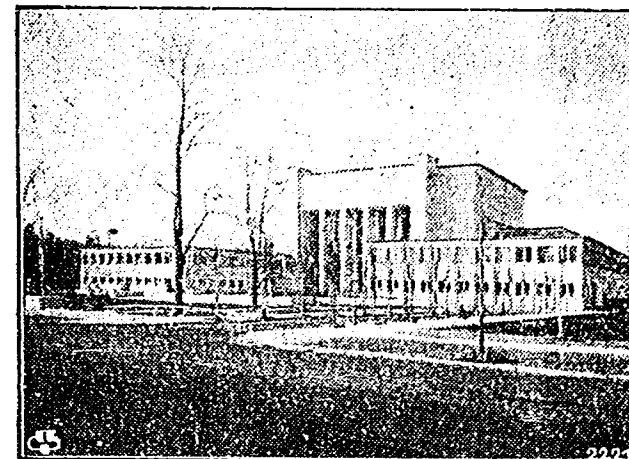
Kunterbunt aus aller Welt.

Frühling im Winter. — Alles beim Alten. — Die höfliche Bahn. — Enttäuschte Erwartungen. — Vom Kopf bis zum Fuß verpackt.

Es scheint bei dem „Frühling im Winter“ zu bleiben: von der Schneekappe werden sechs Grad Wärme gemeldet! Im Bodeetal des Harzes tragen die Sträucher Knospen. Wenn das so weiter geht, dann ade Winterport mit Schihäferln und anderen Saisongirls, dann können die Robelshlitten und die langen Hölzer ins Feuer gehackt werden. Aber auch das ist nicht nötig, denn gefeuert wird in vielen Fällen nur, weil das im Winter einmal so Mode ist. Darüber wird nun niemand sonderlich böse sein, vor allem der nicht, der die Feuerung bezahlen muß. Aber jedes Ding hat eben seine zwei Seiten: den Kohlengruben wäre so ein bißchen grimmiger Winter gar nicht so unangenehm, dann würden die schwarzen Diamanten etwas mehr geschätzt, und je tiefer das Quecksilber in seiner Glasröhre an der Wand sinkt, desto höher klettern dann die Kohlenpreise. Die Eulen, die dem einen ein Greuel und dem anderen eine Nachtigall sind, treten aber auf allen Gebieten und zu jeder Jahreszeit in Erscheinung.

Im allgemeinen kommt man nun langsam dahinter, daß an dem neuen Jahr gar nicht so viel neues zu entdecken ist. Man braucht nur eine Tageszeitung in die Hand zu nehmen, um die alte Malze vom vergangenen Jahre prompt wieder zu finden: Diebstähle, Unterschlagungen, Meßfehler, Autounfälle und auf dem Gebiete der hohen Politik: Finanznöte, Konferenzen im Haag mit Frühstücken, schönen Reden und Redensarten, langatmigen Entschuldigungen und zunächst nichtsagenden Ergebnissen! Die Einzigen, die vom neuen Jahre wirklich etwas gehabt haben, das sind die Mollis, Karos, Lumpens und wie die Hundebänke und Hunde in der Reichshauptstadt noch heißen mögen: die dürfen nämlich vom 1. Januar an ohne Maulkorb und ohne Leine herumlaufen! Man sieht es den Tieren ordentlich an, wie sie sich fühlen: Frauchen und Herrchen sind ihnen fürchtbar schnuppe, und wenn sie gepöfeln oder gerufen werden: „Kommst du her oder nicht,“ dann kommen sie auch sofort her — oder nicht.

Noch ein Ereignis muß unter die Neuheiten rubriziert werden: die Reichsbahn will noch höflicher werden! In den letzten Tagen ist eine Verordnung erschienen, nach der die Reichsbahn ihre Beziehungen zu den Reisenden noch mehr wie bisher als „Dienst am Kunden“ auffassen will. Die vielerlei Verbote sollen zwar nicht aufgehoben werden, aber man will das garstige Wort (das in mancher Beziehung so viel an die „traute“ Häuslichkeit erinnert) gänzlich ausmerzen. Es soll also nicht mehr verboten sein, in die Wagen



Das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden fertiggestellt. Der Neubau des nach dem Entwurf von Prof. Dr. Kreis errichteten Deutschen Hygiene-Museums in Dresden ist kürzlich fertiggestellt worden. Das Deutsche Hygiene-Museum ist bekanntlich der geistige Träger der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1930. Seine Eröffnung wird im Mai erfolgen.

zu spuden, sondern es wird „höflich gebeten“, das zu unterlassen, es ist nicht mehr verboten über die Schienen zu laufen, sondern „es ist nicht gestattet, die Gleise zu überschreiten“. In den Schaltern soll auch nicht mehr kaltblütig aufgefördert werden „Rechts antreten“, sondern „wird höflich gebeten, recht anzutreten“ usw. Das muß ja in Zukunft eine wahre Sonne sein, zu reisen. Wenn einem im Leben jetzt noch irgendein Grobian begegnet, dem braucht man keinen Knigge mehr zu kaufen, dem braucht man nur zu sagen „Geh auf den Bahnhof und lern dich benehmen!“ Also gewissermaßen Tanz- und Anstandsstundenerlass.

Daß die Höflichkeit aber nicht in jedem Falle und unfehlbar „zieht“, das haben in dieser Woche in Preußen die großen Geschäftshäuser erlebt, die traditionsgemäß sofort nach dem Feste ihre alljährlichen Inventurausverkäufe veranstalteten. Nach den von überall vorliegenden Berichten sind diese Verkäufe für die Firmen nur große Enttäuschungen geworden. Obwohl die Waren halb verschenkt wurden, fehlte es an Käufern. Sogenannte Schlunden gab es überall in Hülle und Fülle, aber diese Leute sind volkswirtschaftliche Kullen, mit denen nichts anzufangen ist. Ohne Kieselwürden auch diese Schlunden gern kaufen, wenn Kieselsteine Geld wären. Und hier liegt der Hake im Pfeffer. Die Geldknappheit wird immer größer und auch die billigen Waren sind für die große Masse der Kauflustigen noch zu teuer, weil es überall eben an der nötigen Pünktigkeit fehlt.

Die allgemeine Not treibt die sonderbarsten Blüten und führt zu den eigenartigsten Sicherheitsmaßnahmen. In Berlin ist jetzt eine Versicherung in Vorbereitung, bei der man seinen Mantel, seinen Hut und seine Handschuhe versichern kann. In den Reisetotalen der Reichshauptstadt waren diese Gegenstände ja von jeher beliebte „Tauschobjekte“. Das scheint nun soweit gekommen zu sein, daß selbst eine Versicherung ein lohnendes Geschäft erhofft, denn sonst würde sie wohl die Finger davon lassen. Wie wäre es denn nun mit einer Versicherung der Briefkästen und Hauschlüssel? Mitunter wäre es auch zweckmäßig, die mitgebrachte Frau zu versichern; man kann nie wissen...

Berliner Mädel.

Der neue Fahrpreis. — Inventur. — Eishofen. — Weltmeisterschaftsertrag. — Das Ende der Manien-Baraden.

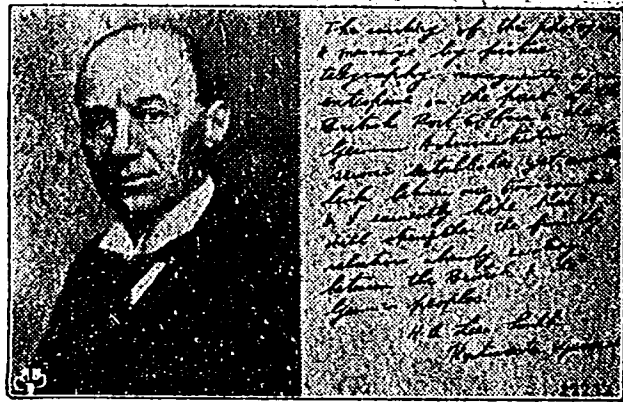
Am meisten leiden unter der Fahrpreiserhöhung, mit der die Berliner Stadtverwaltung ihre Leben zum Jahreswechsel beschert hat, einstweilen die Schaffner. Mindestens jeden zweiten Fahrgast müssen sie an den Sechser Zuschlag erinnern, und das Wechselgeschäft, das nun fast mit jedem Fahrchein verbunden ist, schafft soviel Unmut, daß die Zunft der blinden Passagiere wenigstens vorübergehend wieder einmal gute Zeiten hat. Man spricht davon, diesen lästigen Umstand durch Schaffung einer besonderen städtischen Fahrgeldmilz zu beheben, aber dieser schöne Plan wird an allerlei Widerstand wohl scheitern, und die pessimisten meinen, daß eher als das Fünfundzwanzigpfennigstück wohl der Dreißigpfennigstare über die Berliner hereinbrechen werde. Das goldene Berliner Mundwerk ist jedenfalls um Kommentare für die unerwünschte Neuerung nicht verlegen, und den Stadtvätern würden die Ohren rot werden, müßten sie die Straßenbahngespräche mit anhören. Sie haben das nicht nötig — leider, sonst wäre es um den Verkehr der Reichshauptstadt wohl besser bestellt. Da es aber nur die Steuerzahler sind, die sich an den Haltestellen das Reigen in die Glieder und in den überfüllten Wagen die entsprechenden Risse in ihre Gewandung holen, so berührt den Magistrat dieser Zustand nicht sonderlich.

Die Frauen, die wie Baktiere beladen aus den Inventurverkäufen heimfahren und sich über die Marktlücke freuen, die sie beim Kammen überflüssiger Dinge geparkt haben, murren über die fünf Pfennige Fahrgeld mehr als die Männer, deren Weg zur Arbeitsstätte verteuert ist und die sich dafür eine Zigarette abknappen müssen. Ansonsten sieht den lieben Damen in diesen Tagen das Geld loderer in der Börse als sonst, und sie erliegen wie alljährlich der Lockung „fünftägiger Profsproduktionen“ widerstands-

und heimmunglos. Neben wirklich preiswerten Angeboten zeichnet sich das Bild der diesjährigen Inventur für den flüchtigen Ueberblick nicht gerade vorteilhaft durch eine Fülle von Ramsch aus, der um jeden Preis an den Käufer gebracht werden soll, und wenn beispielsweise den Rundfunkhörern bei 30 Mark Einkauf ein Kleid als Gratiszugabe versprochen wird, kann man sich über den Wert der Zugabe wie des Kaufes selbst seinen Vers machen. Aber das gehört nun einmal zu dem Begriff Inventur, und die Berlinerinnen bekommen mit den Jahren Übung und kritischen Blick genug, um zu unterscheiden, was preiswert ist und was auch als Geschenk noch zu teuer. Um die wirklich „herabgejetzten“ guten Dinge aber tobt der Kampf dafür umso erbitterter, und eine Rugby-Mannschaft könnte an den Reichtümern der großen Kaufhäuser wirksame Abhärtungsübungen genießen.

Das übrigens keineswegs nur Fußball neuerdings sehr körperlich gespielt wird, sondern daß auch der neueste Lieblingssport Berlins, das Eishockey, ein recht massives Spiel sein kann, war dieser Tage im Sportpalast an den zwei Mannschaften zu erleben, die dieses schnellste und schärfste aller Spiele zu höchster Meisterschaft gefördert haben, den Kanadiern und der kombinierten schwedischen Nationalmannschaft. Während die treffliche Mannschaft des Berliner Schlittschuhklubs, in der es übrigens auch ein paar sehr hitzige und harte Kämpfe gibt, in der Schweiz weilt und sich zum Leidwesen aller Berliner Eissportler die fast sichere Unwarschaft auf die heizumstrittene Trophäe des Spengler-Potals von den Dawsen entreißen ließ, gab es in Berlin eine Begegnung, die man als eine Art Vorübung für den Kampf um die Weltmeisterschaft ansehen konnte, ja eigentlich als die vorweggenommene Entscheidung dieses Kampfes, denn die Schweden werden an den Weltmeisterschaftsspielen nicht teilnehmen, und so war dies die einzige Gelegenheit, die spielstärkste europäische Mannschaft den kanadischen Wunderknaben entgegenzustellen. Die Schweden haben sich wacker gehalten, zwei Spielbrüder ging es ohne einen Punktgewinn, und erst im Schlussspiel konnte Kanada für sich zwei Torchüsse buchen. Das Spiel war durchweg offen und einwandfrei, aber von einer hier nicht gewohnten körperlichen Härte, und das Publikum der Sportpalastgalerie, das in diesem Raum nie ganz aus der Rummelstimmung der Sechstagerennen kommt, machte höchst überflüssigen Radan. Die Renner und Freunde des prächtigen Spiels aber kamen auf ihre Kosten, ebenso am Abend des Rückspiels, das mit 6:0 für Kanada endete.

Können die Sportgäste Berlins mit der Aufnahme zufrieden sein, so gibt es andere, sozusagen Zaungäste, unter uns, denen in diesen Tagen nicht gerade weihnachtlich mitgespielt wurde. Es sind die russischen Emigranten, die bislang in den sogenannten Russen-Baracken auf dem Tempelhofer Feld einen notdürftigen Unterschlupf gefunden

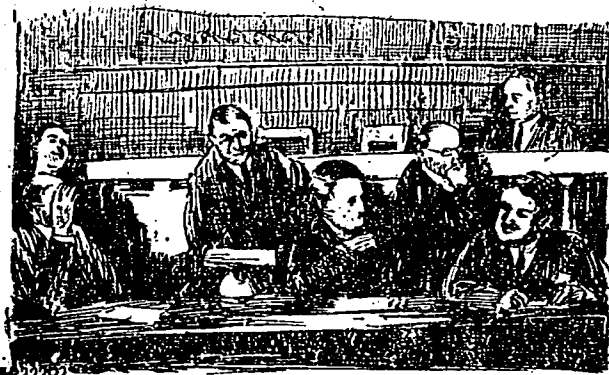


Das Bild und die Botschaft des englischen Postministers H. B. Smith an Reichspostminister Schäpel. Beides wurde telegraphisch übertragen.

hatten, um den sie seit Jahr und Tag einen erbitterten Kampf kämpfen, und die nun ermittelt werden, weil die Stadt die Baracken niederreißen will, um das Baugelände für die großzügige Tempelhofer Siedlung freizubekommen. Von den etwa 30 000 in Berlin lebenden russischen Flüchtlingen hatten sich hier die ärmsten und elendesten zusammengefunden, Menschenruinen, deren Mittel, das Dasein zu fristen, oft fast unglaublich kümmerlich und phantastisch waren, und die ohne gelegentliche Unterstützungen wohl längst verkommen wären. Nun setzt man sie auf die Strafe, nimmt einigen hundert Armseligen das Obdach, an das sie sich sechs Jahre lang geklammert und gewöhnt hatten, und entsetzt für sie noch einmal den Kampf um die nackte Existenz. Stumpf erwarten sie ihr Schicksal. Sie haben Krieg und rote Schreden noch zu wach in der Erinnerung, als daß Obdachlosigkeit sie allzu tief erschüttern könnte. Aber ihre Tragödie ist in dieser Zeit der Not und Bitternis ein Kapitel von besonders trauriger Eindringlichkeit.

Es blüht — im Januar!

Die Erfahrung lehrt, daß, wenn schon der Winter lange auf sich warten läßt, so um die Mitte des Januar auf alle Fälle die Temperatur stark sinkt und die Frostperiode ihre Höhe erreicht. Wir stehen nun bald mitten im Monat, wenn aber die Zeichen nicht trügen, wird es wieder einmal ganz anders sein und eine alte Erfahrung auf den Kopf stellen. Ist es nicht seltsam, hat es nicht einen Reiz der Neuheit, wenn wir hören, daß in vielen Gegenden Deutschlands bereits wieder die Veilchen zu blühen beginnen? Aus dem Harz wird gemeldet, die Sträucher tragen Knospen, die Farnträuter wären grün und die Waldblumen hätten zu blühen begonnen. Und wie aus dem Harz, so kommt aus stillen und geschützten Tälern von überall die Kunde, daß so etwas noch nicht dagewesen wäre: der Frühling sei da! Wir können uns solches Winters nicht erinnern, aber wir haben bereits ähnliche gehabt, wenn wir nur unser Gedächtnis anstrengen wollten. Man muß zehn Jahre zurückdenken, dann schlägt man am liebsten Aufzeichnungen auf, und wird bestaunt finden, daß Winter, wie wir sie jetzt erleben, in gewisser Regelmäßigkeit alle zehn Jahre wiedergekommen sind. Also auch Wettereigentümlichkeiten wiederholen sich, obwohl wir anzunehmen pflegen, daß kein Jahr dem anderen gleicht. Wir haben nur nicht die Gedächtnisschärfe, uns die Vergangenheit so plastisch vorzustellen, daß sich Vergleiche ermöglichen. Fragt man einen Wetterkundigen, was er vom Wetter halte, so sieht man nur Kopfschütteln. Es gibt keine festen Regeln. Man könnte annehmen, daß der Winter noch komme, es sei aber möglich, daß er uns diesmal ganz übergehe. Und es wird behauptet, einem so frühen Winter folge ein kühler und ungemütlicher Frühling. Da wollen wir aber doch lieber warten, denn wir erinnern uns, daß man uns im letzten schönen Sommer einen langen und strengen Winter prophezeigte. Alles kann der Mensch, aber das Wetter voraussagen ist ihm nicht gegeben. Vielleicht für wenige Tage geht es zu berechnen, wie das Wetter sein könnte. Aber auch diese Berechnungen können dann irren



Zum Prozess gegen die Tschervonzen-Fälscher

nahm im Großen Schwurgerichtssaal des Kriminalgerichts in Moabit seinen Anfang. Bekanntlich waren zu dem Zwecke, die Währung Sowjetrußlands zu stürzen, von einer Münchener Druckerei falsche Tschervonzen gedruckt und in den Verkehr gebracht worden. Ganz hinten: Hauptangeklagter Sabathieraschwil.

werden, wenn plötzlich eine Windveränderung auftritt. Zu viele Zufälligkeiten sprechen bei der Wetterbildung mit. Zufälligkeiten sind es auch, wenn wir heute statt Schnee und Frost Frühjahrswetter haben. Sicher ist niemand böse darüber. Man wird sich vielmehr über diese Unvorhersehbarkeit wundern und wenn noch einige Tage der Frühling im Januar anhält, wird er die Sensation, das Tagesgespräch sein.

Wie der erste Tag im Jahr . . .

Wie der erste Tag im Jahr, so wird das ganze Jahr sein, sagt ein alter Aberglaube. Er ist naturgemäß ebenso inhaltslos wie jede andere abergläubische Vorstellung.

Jeder einzelne baut sein Schicksal selber, und er ist sich selber verantwortlich. Auch im neuen Jahre wird jeder seines Glückes Schmied sein. Die lauten Prositruke allein tun's nicht. Gewiß kommt man mit Grübeln und unnötigem Sorgenmachen nicht weiter. Unnötiges Sorgenmachen ist viellecht gerade das Gegenteil von dem, was man das schwellende Segel der Zuversicht nennt. Und doch wieder ist der Eintritt in das neue Jahr viel zu bedeutsam, als daß man ihn bloß mit Narretei abtun könnte. Ausgelassenheit führt zu leicht zu überstiegenen Spekulationen.

Ein jeder hat sich den Schwierigkeiten der Zeit anzupassen. Dem Kampf ausweichen, hieße erst recht verderben. Leben heißt ständiger Kampf. Und wenn auch beim Bleigießen in der Silvesterstunde die Glückssymbole dugendweise erscheinen sollten — auch im neuen Jahre wird der Weg zum Erfolg nur über die unverdrossene Arbeit gehen. Gäbe es keinen Kampf in diesem irdischen Dasein, dann wäre das Leben das Ein- und Auskleiden nicht wert, dann gingen wir an unserer eigenen Sorglosigkeit zugrunde.

Es wird keiner daran gehindert, wohlaugelegt das neue Jahr zu begrüßen. Er wird aber nicht übersehen dürfen, daß er sich auch in Zukunft nur auf den Lenker aller irdischen Dinge und auf sich selber zu verlassen hat.

Gesamtelten.

Die sonderbarsten Streiche, die wir Menschen erleben müssen, erleben wir mit dem Wetter. Nicht ein Jahr gleicht dem anderen, und alle Voraussage ist ein Fehlschlag. Die Zeit vergeht so schnell, daß wir leider immer nur die nahe Vergangenheit im Gedächtnis behalten und deshalb die weiten, die großen Vergleiche den Leuten mit dem „Material“ überlassen müssen. Es genügt für unseren Hausbedarf aber, wenn wir gerade so weit mit unserer Erinnerung kommen, daß wir mitreden können. Diese Erinnerung geht nun dahin: einen Januar wie diesen haben wir noch nicht erlebt. Denken wir an das letzte Jahr. Es war so ganz anders als andere. Es brachte uns eine Frostperiode, die Heulen und Zähneklappern viele Wochen hindurch brachte. Die Weissen murmelten, wir seien nun tatsächlich in der gefährlichsten großen Verdrückung, und mit diesem

Winter beginne die Eiszeit. Sie haben uns einen bösen Sommer und einen Winter verkündet, der viellecht noch strenger als der Winter 1929 sein werde. Wie falsch ist doch alles, wenn es mit dem Wetter zusammenhängt! Die Redensart „wetterwendisch“ kommt doch wohl aus einer alten Erfahrung. Das Wetter macht mit uns, was es will. Ich bin über Land gefahren, und mit meiner kleinen Erinnerung an früher mußte ich feststellen, daß ich im Januar solche Ueberschwemmungen nicht gesehen habe. Ich weiß nur, daß früher immer Schnee lag und das Thermometer stets unter Null stand. Nicht täglich, aber doch im Durchschnitt. Ich weiß auch, daß so um den 10. bis 20. Januar herum immer die kältesten Tage waren.

Möglich, daß sie auch diesmal kommen. Aber das gesamte Gesicht dieses Winters steht zur Diskussion; man beginnt sich bereits darüber zu unterhalten: „Was sagen Sie vom Wetter?“, ohne sich den Vorwurf zu holen, daß man geistig arm sei. Wir sind kleine Wesen auf dieser großen Erde und mächtig in vieler Hinsicht, ohnmächtig aber der Wetterbildung gegenüber. Wir können nicht anders, als vom Wetter sprechen und alljährlich uns zu wundern, daß es solche Variationen in der Wetterbildung geben kann. Solange es nun nicht kalt ist, wird das Wetter keinen bösen Einfluß haben. Wenn aber das Quecksilber unter den Gefrierpunkt sinkt, wäre es doch besser, es siele auch der Schnee, der sich schüßend über die Winterhaaten legt und der Mutter Erde die Sonnenwärme erhält. Es gab schon Winter, die überhaupt keinen Schnee brachten, so daß die Schlitten gänzlich abgeschafft wurden. Der Sport, der früher überall heimisch war, mußte in die Berge wandern. Möglich, daß jene Periode der Schneelosigkeit wiederkommt. Ich habe mir fest vorgenommen, keine Wettervoraussage mehr zu lesen und mich vom Wetter überraschen zu lassen. So fährt man jedenfalls am besten. Diese Lehre habe ich erst dieser Tage erhalten. Wieder einmal ein Wetterkalender, der für das ganze Jahr Geltung haben soll, wollte mir klar machen, daß der Dezember weiß, kalt, winterlich sei. Er verhielt für die erste Januarwoche starken Schneefall und eine eilige Kälte, raue Winde und im großen und ganzen Beständigkeit. Soll man glauben, das Wetter lasse sich aus dem Sternensilde ersehen, wenn man selbst feststellen muß, daß solche Täuschungen möglich sind? Die Sternensicht ist beständig, sie dürfte also nicht trügen. Leichter kann sich der Wettermacher irren, der mit den modernen Instrumenten arbeitet und auf Berichte angewiesen ist, die von allen Ecken der Erde kommen. Eine plötzliche Luftänderung, die niemand vorhersehen kann, vermag seine ganze Konstruktion über den Haufen zu werfen. Das Wetter ist und bleibt wendisch. Mit dieser Tatsache haben wir uns abzufinden und endlich zu begreifen, daß wir Spielball der Naturgewalten sind und bleiben werden.



Doris Hertwig-Bünger spricht in Ungarn.

Die Reichstagsabgeordnete Frau Dr. phil. Doris Hertwig-Bünger sprach dieser Tage in der Budapestiner Akademie der Wissenschaften zu den ungarischen Frauen. Frau Doris Hertwig-Bünger spricht zu den ungarischen Frauen. Neben ihr von links nach rechts: Frau Valeria Földváry, Frau Antonia Lindenmayer, Frau Dr. Wajsonia, die bekanntesten ungarischen Frauenführerinnen.



Die Uebersetzung der Botschaft und des Bildes des Reichspostministers Dr. Schäpel an den englischen Postminister.